

Methodische Probleme gesamtgesellschaftlicher Analysen

Scheuch, Erwin K.

Veröffentlichungsversion / Published Version

Sammelwerksbeitrag / collection article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Scheuch, E. K. (1969). Methodische Probleme gesamtgesellschaftlicher Analysen. In T. W. Adorno (Hrsg.), *Spätkapitalismus oder Industriegesellschaft?: Verhandlungen des 16. Deutschen Soziologentages in Frankfurt am Main 1968* (S. 153-182). Stuttgart: Ferdinand Enke. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-160545>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer Deposit-Lizenz (Keine Weiterverbreitung - keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.

Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use:

This document is made available under Deposit Licence (No Redistribution - no modifications). We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

ERWIN K. SCHEUCH

METHODISCHE PROBLEME
GESAMTGESELLSCHAFTLICHER ANALYSEN

Dieser Beitrag war gedacht als Dialog mit Herrn Habermas über Thematiken, die er auch in seinen letzten Schriften aufwirft. Die Kontroverse zwischen Habermas und Albert hatte schließlich nur bestätigt und präzisiert, was von Anbeginn feststand: daß beide über verschiedene Erkenntnisprogramme sprachen. Dies sollte ein neuer Versuch sein zu fragen, ob bei bleibender Verschiedenheit der Erkenntnisprogramme nicht doch eine gegenseitige Relevanz füreinander vorliegt – oder ob wir uns mit dem Sachverhalt eines unverbundenen Nebeneinander abzufinden haben. Eine unmittelbare Antwort auf diesen auch als Frage an Habermas gedachten Beitrag ist nun mit seiner Erkrankung leider unmöglich geworden.

I.

1. Die Soziologie, soweit sie sich als Einzelwissenschaft unter anderen Einzelwissenschaften vom Menschen und dessen Produkten versteht, hat bisher in diesem Jahrhundert mit wenigen Ausnahmen auf die Analyse gesamtgesellschaftlicher Systeme verzichtet. „Gesellschaft“ als Sozialsystem oder als Kultursystem wird bei der Analyse konkreter Phänomene zumeist als bloßer Hintergrund der festgestellten Sachverhalte benutzt – und dabei generell als Primitivum in den Erklärungsprozeß eingeführt. Als Erklärungsobjekt selbst wird „Gesellschaft“ gewöhnlich solchen Ansätzen überlassen, die in Problemverständnis und in der Vorgehensweise als sozialphilosophisch zu charakterisieren sind.

Sozialphilosophen wie Habermas sehen in diesem Sachverhalt ein Versagen der Soziologie als Einzelwissenschaft, und insbesondere einen inhärenten Mangel einer sich als neo-positivistisch verstehenden Soziologie. Der Einwand, die von Sozialphilosophen geforderte Problemorientierung sei von einer empirischen Einzelwissenschaft „Soziologie“

nicht zu leisten, wird beispielsweise von Habermas als ein Ausweichen vor den Realitäten zugunsten einer apriorischen Einengung des Erklärungsbereiches verstanden. Diese Soziologie als Einzelwissenschaft, so Habermas, beziehe ihre Methodik eben nicht aus einer Einsicht in die Realität, sondern aus einer unangemessenen Analogie zur Naturwissenschaft, durch die sich ihr der Zugang zur Erkenntnis des besonderen Charakters gesellschaftlicher Phänomene verschließe.

Nun ist Habermas zuzugeben, daß der Charakter der Soziologie als Einzelwissenschaft nicht aus einer von sozialen Bedingungen unabhängigen Formulierung eines Wissenschaftsprogrammes folgte, sondern selbst durch diese Bedingungen geprägt wurde. Die Methodologie i. e. S. ging nicht etwa als Programmatik der empirischen Sozialforschung voraus, sondern entwickelte sich parallel und zunächst unabhängig von der praktischen Forschung als Wissenschaftsphilosophie. Mit dieser historischen Relativierung des Selbstverständnisses einer Soziologie als Einzelwissenschaft ist jedoch keine Relativierung der Gültigkeit ihrer Aussagen verbunden – wohl aber eine Vorbedingung für eine Überprüfung der Notwendigkeit von behaupteten, inhärenten Beschränkungen aufgezeigt.

Diese Beschränkung der Soziologie als Einzelwissenschaft folgt einmal aus ihrem Instrumentarium, das tatsächlich nur an einer Auswahl möglicher Problemstellungen ausgebildet wurde. Mit neuen Problemformulierungen ergibt sich auch die Chance, daß für diese Fragestellungen neue Technologien entwickelt werden. Es ist bei dem hier unterstellten Wissenschaftsprogramm jedoch selbstverständlich, daß sich Forschung als wissenschaftliche Tätigkeit immer nur innerhalb des Rahmens bewegen kann, der durch die Prinzipien der Wissenschaftslehre abgesteckt ist. Insofern bleibt als Selbstbeschränkung bestehen, was Sozialphilosophen als prinzipieller Fehler erscheint: nicht die Sache oder das Problemverständnis bestimmt schließlich die Grenzen der Forschung, sondern letztlich das jeweils verfügbare, d. h. den Anforderungen an Objektivität entsprechende, Instrumentarium.

Insofern nun jede Wissenschaft im eigentlichen Sinne ihre Rechtfertigung *nicht* daraus ableitet, auf alle Fragen eine zumindest vorläufige Antwort geben zu können (oder doch eine solche Antwort zu versuchen), sondern aus dem Selbstverständnis, *die ihr jeweils möglichen* Antworten auf Fragestellungen mit einem höheren Grad an Verbindlichkeit interpersoneller Art zu geben, als dies ohne Wissenschaft möglich ist, wird sie diesen Vorwurf eines eingegrenzten Explikationsbereiches nicht als prinzipiellen Vorwurf, sondern als eine Aufforderung zur Weiterent-

wicklung verstehen. Mit diesem Selbstverständnis als Wissenschaft muß das Eingeständnis verbunden sein, daß immer dann, wenn praktisches Handeln aus Gründen, die dem Teilsystem Wissenschaft extern sind, als unaufschiebbar interpretiert wird, zwar unter Berücksichtigung wissenschaftlicher Sätze, aber letztlich ungeachtet ihres zu einem jeweiligen historischen Zeitpunkt eingeschränkten Erklärungsbereiches, gehandelt werden muß. Ebensowenig wie der Spielraum des praktischen Handelns sich auf den jeweiligen Explikationsbereich der Wissenschaft einengen läßt, ebensowenig kann die Notwendigkeit des Handelns oder der Wunsch nach Erkenntnis unmittelbar den Explikationsbereich der Wissenschaft bestimmen.

Ein Beispiel für die Antinomie zwischen praktischem Handeln und wissenschaftlicher Tätigkeit ist der Problembereich der Entwicklungshilfe. Es ist gewiß bedauerlich, daß die Theorien über gleichgewichtiges Wirtschaftswachstum erst so spät in der Entwicklung der Volkswirtschaftslehre zu einem zentralen Thema wurden. Die fehlende Klärung über die „take off points“ einer endogenen Entwicklung für Gesellschaften mit wirklich primitiver technischer Ausstattung kann natürlich nicht dazu führen, Entwicklungshilfe bis zur Klärung solcher Fragen auf Bemühungen mit karitativem Charakter zu beschränken. In der sozialen Wirklichkeit wird eben unabhängig vom Kenntnisstand oft Zugzwang gegeben sein – es sei denn, man erhebe die Kultivierung eines von Realitätszwängen befreiten Bewußtseins zum Programm. Eine solche antimaterialistische Programmatik ist in der menschlichen Geschichte kleineren Gruppen wiederholt durchaus gelungen – wobei bis zum Beweis des Gegenteils Yoga erfolgreicher zu sein scheint als Formen eines Marxismus gebildeter Bourgeois' oder von Spielarten eines Links-Hegelianismus.

Biologie muß gegenwärtig ohne Theorie dessen auskommen, was Leben ist; ihre Fähigkeit zur Erklärung von Sachverhalten hat sich erhöht, seitdem ihr die früher durchaus bestehenden Theorien dieser Art abhanden kamen. Die Astronomie verfügt heute nicht mehr über eine verbindliche Kosmologie, und die Nuklearphysik kann heute keine geschlossene Theorie der Atomkerne vorlegen; ein solches Fehlen verhindert aber keineswegs die Berufstätigkeit wissenschaftlicher Astronomen oder Physiker. Mit der Fortbildung der Einzelerkenntnisse ging – zumindest vorübergehend – die Fähigkeit zur Beantwortung der „eigentlich“ interessierenden Fragen in einem den Einzelwissenschaften externen Sinne verloren. Offensichtlich wird die Fähigkeit, Soziologie als Einzelwissenschaft zu betreiben, durch ein Fehlen verbindlicher

Aussagen über den Charakter gesellschaftlicher Existenz oder von im wissenschaftlichen Sinne belegten Theorien über Entwicklungsgesetze der menschlichen Gesellschaft nicht verhindert.

Gerade die Klagen über die manipulative Verwendung von Erkenntnissen der Verhaltenswissenschaften sind ein Zeugnis für die zunehmende praktische Relevanz dieser Disziplinen. Es erscheint zunächst unsinnig, daß empirischer Soziologie der hier vertretenen Art eine bloße Verdoppelung gesellschaftlichen Scheins vorgeworfen wird und zugleich in der Anwendung ihrer Sätze und Technologien ein gefährliches Herrschaftsinstrument gesehen wird. Der nach dem normalen Sprachgebrauch als Widerspruch zu bezeichnende Vorwurf löst sich jedoch auf, wenn unterstellt wird, daß die Kritiker einer Einzelwissenschaft Soziologie die eigentliche Zweckbestimmung nicht in der Aufstellung von „wenn-dann-Sätzen“ sehen, sondern ihr die Rolle einer Befreiung des Menschen von – wirklichen oder vorgeblichen – Sachzwängen zuschreiben.

2. Der zwischen Habermas und Albert vor einigen Jahren ausgetragene Streit war – klammert man einmal eine unrealistische Wissenschaftsvorstellung bei Albert aus (die Reduktion der Forschung auf Falsifizierung von Hypothesen) – wesentlich ein Streit über die Legitimität verschiedener Erkenntnisprogramme. Habermas fordert letztlich eine Form von Gelehrsamkeit, die aus der kritischen Betrachtung geschichtlicher Phänomene die Maßstäbe gewinnt, wie der Mensch als Teil der Gesellschaft sich als „mündiges“ Wesen verwirklichen könne und zwar wesentlich mit dem Mittel der Reflektion. Dies ist in meinem Verständnis eine Fortführung der Problemstellung von christlichen Theologien in der Sprache und mit den Denkfiguren der Sozialwissenschaft. Merkwürdig ist dabei, daß im Gegensatz zu Adorno der Soziologie und nicht gleichgewichtig auch der Psychologie eine zentrale Bedeutung für diese Entwicklung zugeschrieben wird.

Für ein Wissensgebiet, das die Funktion einer Deutung für eine Mehrzahl aller Probleme übernimmt, die als Individualprobleme empfunden oder als kollektive Probleme gedeutet werden, scheint zumindest in den europäischen Gesellschaften eine Notwendigkeit zu bestehen. Nach den Theologien und verschiedenen Formen von Philosophien (Hegel, Bergson, Nietzsche, Heidegger) waren mit der Ausbreitung der Bildung in diesen europäischen Gesellschaften sogenannte Weltanschauungen von besonderer Bedeutung. Es entspricht der Hochschätzung von Wissenschaft in der wahrscheinlichen Spätphase eines Prozesses, den Max Weber als Rationalisierung und Intellektualisierung bezeichnet hat, wenn die

gegenwärtigen Spielarten einer solchen Lehre von zentraler Bedeutung für die Interpretation der Existenz in einer differenzierten Gesellschaft die Bezeichnung einer Wissenschaft für sich in Anspruch nehmen. Ob nun der Neid als gewissermaßen Urgrund unserer Gesellschaft dargestellt wird oder die Unfähigkeit zu trauern, die Trennung des Menschen von den Produktionsmitteln oder der Vorgang der Entfremdung: die Funktion solcher Formeln ist der älteren Formulierung von der Erbsünde und ihren Folgen für das Verhältnis des Menschen zum Göttlichen analog. Die Erkenntnis einer solchen Formel wird bezeichnenderweise jedoch nicht von einer „Gnade“ abhängig gemacht, wie in den Theologien, sondern als Erkenntnis auf Grund eines innerweltlichen Agens (der „Reflektion“) aufgefaßt und als wirkliche, „wissenschaftliche“ Erkenntnis deklariert. (Was „Reflektion“ als Methode der Erkenntnis ist, bleibt selbst unreflektiert.)

Es ist bezeichnend für die Hochschätzung der Wissenschaft als Konventionssystem, und zwar eine unkritische Überschätzung ihrer Bedeutung, wenn selbst Astrologie und übersinnliche Wahrnehmungen (SSP) heute korrelationsstatistisch zu begründen versucht werden.

Ich betrachte es als ein historisches Unglück der Entwicklung der Soziologie in Deutschland seit Ende des ersten Weltkriegs, daß sich der Wunsch nach Weltformeln mit dem Anspruch auf wahre, die Einzelwissenschaften übersteigende Erkenntnis, mit der Soziologie verband. Seither findet unter der Bezeichnung Soziologie unter Verwendung von weitgehend gleichen Vokabeln ein zum Teil unnötiger Streit statt. Selbstverständlich ist es legitim, von einem weiteren Erkenntnisprogramm aus und mit der Gewißheit außerwissenschaftlicher Einsichten einer Einzelwissenschaft die Begrenztheit ihres Explikationsbereichs vorzuwerfen. Dies kann die Theologie gegen die behavioristische Psychologie auch einwenden oder die Philosophie gegen das Fehlen einer Erkenntnistheorie im Konventionssystem des wissenschaftlichen Vorgehens. (Theologie ist übrigens nach meinen eigenen Wertungen nicht pejorativ gemeint.) Selbstverständlich kommt zumindest ein Intellektueller nicht mit den Sätzen aus, die er in den Einzelwissenschaften findet, und ebenso selbstverständlich lasse ich mir als Person durch die Begrenzungen der Soziologie als Einzelwissenschaft auch nicht vorschreiben, über welche „gesellschaftlichen“ Phänomene ich denke und aussage. Ich sehe keine Notwendigkeit darin, mich auf wissenschaftliche Aussagen im engeren Sinne zu beschränken, solange ich mir des Unterschieds im Charakter der Aussagen einer Einzelwissenschaft und der Aussagen bewußt bin, die ich zusätzlich zu machen wünsche und die ich

mit subjektiver Gewißheit für wahr halte. Wenn die Genesis der Sätze und das Wahrheitskriterium wissenschaftlicher Aussagen im engeren Sinne verschieden von sonstigen Aussagen sind: warum dieser Wunsch nach dem Attribut „wissenschaftlich“ für eine jede Lehre und Aussage?

Der Wunsch, für ein sozialphilosophisches Erkenntnisprogramm den Charakter einer Wissenschaft im engeren Sinne in Anspruch zu nehmen, erscheint in distanzierter Betrachtung – versetzen wir uns etwa in den Zeitpunkt hinein, als Wissenschaft noch nicht institutionalisiert war, also zu Beginn der „Royal Academy of Sciences“ in England – als eine unangemessene Verehrung der Wissenschaft. Wissenschaftler dürfen ja keineswegs den Anspruch erheben, lediglich unter Wahrung der im Teilsystem Wissenschaft verbindlichen Konvention des Vorgehens sei eine wahre Erkenntnis möglich. Die Wissenschaftslehre beschränkt sich ja auf Konventionen für das Auffinden solcher Sätze, die zu einem gegebenen Zeitpunkt als richtiger als andere denkbare Sätze zu gelten haben. Wer Wahrheit in einem emphatischeren Sinne will, wende sich nicht an die Soziologie als eine Einzelwissenschaft; und wer über „brennende“ Fragen seines Verständnisses von Gesellschaft und ihren Problemen Auskunft will, muß nicht Soziologie als Einzelwissenschaft auf seine Bedürfnisse festlegen wollen.

Soziologen sind auch in der Bundesrepublik nach Ansicht von Menschen in Machtpositionen überwiegend nicht gerade verlässliche Verbündete bei der Bewahrung eines jeweiligen „Status quo“. In unangenehmer Einmütigkeit betrachteten noch vor wenigen Jahren mächtige Personen in Ost- und Westeuropa Soziologie als eine subversive Disziplin; und überwiegend tun sie dies heute noch. Im Vergleich zu Soziologen bringen Nationalökonomien oder Politische Wissenschaftler als akademische Berufsgruppe sehr viel mehr Verständnis für die Standpunkte der jeweils mächtigen Personen und Gruppen auf. Und doch werden gerade Professoren der Soziologie zum bevorzugten Objekt eines Protestes, welcher in den verschiedenen Ländern Europas die jeweils herrschende Ordnung als unerträglich empfindet. Dieser zunächst merkwürdig anmutende Sachverhalt wird zum notwendigen Anlaß der Gegensätze, wenn etwa Studenten in der Soziologie ein funktionales Äquivalent für eine kritische Theologie (etwa im Sinne von Savonarola oder der „Levellers“) sehen. Gerade die Aktivisten unter den protestierenden Studenten entstammen häufig Elternhäusern, in denen Religion oder ein säkularer Religionsersatz wichtig waren. Die für Professoren der Soziologie so ärgerlichen Manifestationen von Unzufriedenheit mancher Studenten, ausgerechnet gegenüber ihrem Fach, reduzieren sich

intellektuell damit weitgehend auf das, was man beim Kaufvertrag einen „Motivirrtum“ nennt.

Der Terminus Sozialphilosophie wird vielleicht von denjenigen, denen er angetragen wird, als pejorativ empfunden. Er ist es meines Erachtens nicht und kann nur so empfunden werden, wenn man Wissenschaft im engeren Sinne als Attribut für das eigene Aussageprogramm unerlässlich findet. Sozialphilosophie ist aber dann ein angemessener Terminus, wenn Problemstellungen (wie etwa „Zweckbestimmung der Gesellschaft“ oder „Möglichkeiten des Menschen, mündig zu werden“) in ihrem Charakter den Problemstellungen der Philosophie und der Theologie entsprechen und wenn die Quellen der Erkenntnis prinzipiell die gleichen sind, wie in der Philosophie und Theologie.

Läge nur eine Namensgleichheit für zwei verschiedene Programme vor, wäre der Streit derjenigen, welche die Berufsbezeichnung „Soziologie“ für sich verwenden (sowie für ihre respektiven Publici), welches nun die rechten Verwendungsregeln für das Wort Soziologie seien, da offensichtlich zwei verschiedene Begriffe mit dem gleichen Wort verbunden werden, zwar ärgerlich, aber doch intellektuell trivial und prinzipiell vermeidbar. Nun liegt aber nicht nur eine noch weitergehende Sprachgleichheit als die Benutzung der gleichen Berufsbezeichnung vor, sondern auch eine teilweise Übereinstimmung in den Sachverhalten, für die eine Erklärung gewünscht wird. Insofern es hier zu verschiedenen Ansätzen kommt und auch zu verschiedenen Sachaussagen, wird der Streit verschiedener Wissenschaftsprogramme um die legitime Verwendung des gleichen Wortes auch zu einer Konkurrenz um die Verbindlichkeit voneinander abweichender Sätze für die gleichen Sachverhalte.

3. Dieser letztere, vorläufig noch nicht vermeidbare Zustand wird in zwei Erscheinungsformen aktuell: in den Unterschieden der Sozialphilosophen und Soziologen im engeren Sinn über den Explikationsbereich von mikrosoziologischen Aussagen und im Streit über die Möglichkeit, Notwendigkeit und Art der Makrosoziologie. Die Fronten sind dabei jeweils spiegelverkehrt. Die Sozialphilosophen betreiben zwar weitestgehend nicht Mikrosoziologie, erklären deren Sätze aber letztlich für wenig aussagekräftig; und das Umgekehrte, daß die Soziologen im engeren Sinne keine Makrosoziologie treiben und dies den Sozialphilosophen überlassen und dafür dann den Sozialphilosophen vorwerfen, ihre Sätze seien nicht aussagekräftig, eben dieses Umgekehrte gilt für die Makrosoziologie. Erweitert nun Soziologie im engeren Sinn ihre praktische Forschungstätigkeit auf Makrosoziologie statt ihres bisherigen Akzentes auf Mikrophänomene, so führt dies nun nicht

– wie man zunächst erwarten könnte – zu einer Annäherung beider Wissenschaftsprogramme, sondern bei fehlendem Konsensus über die Möglichkeiten einer Wissenschaft vom Menschen und seinen Produkten nach den Regeln der sonstigen Erfahrungswissenschaften zu einer Verstärkung der Gegensätzlichkeiten. Dies dürfte bald offenbar werden.

Mit dem Versuch, angemessene Technologien für makrosoziologische Frage- und Themenstellungen zu entwickeln, scheint die Soziologie im engeren Sinn zunächst verspätet den Wünschen der Sozialphilosophie zu entsprechen. Dies ist nur insofern richtig, als daß Soziologie Problemverständnisse in der Sozialphilosophie akzeptiert, denen sie bisher auswich. Dennoch kann die der Forschung vorausgehende Problemformulierung nicht die gleiche sein. Dies wird unmittelbar einsichtig, wenn wir den Bedeutungswandel betrachten, den das Wort „Gesellschaft“ bei der Verwendung in makrosoziologischen Fragestellungen erfährt.

Die Abgrenzung der Einheit „Gesellschaft“ als Objekt der Analyse bereitet für eine Soziologie als empirische Einzelwissenschaft unter den Bedingungen industrieller Produktion größte Schwierigkeiten. Solche Schwierigkeiten der Abgrenzung der Analyse-Einheit ergeben sich durchweg nur, wenn man über die klassischen Einheiten soziologischer Untersuchungen hinausgeht – wie etwa Kleingruppen oder spezielle Institutionen. Diese Schwierigkeiten, auch nur das Objekt abzugrenzen, so daß es im Sinne des sogenannten Neopositivismus untersuchbar wird, mögen mit dazu beigetragen haben, daß gesamtgesellschaftliche Analysen weitgehend als Gegenstand der allgemeinen Theorie ohne systematische Verbindung zu Befunden angesehen wurden. Hinzuzufügen ist auch, daß Sozialphilosophie solche Schwierigkeiten der Abgrenzung eines Erkenntnisobjektes „Gesellschaft“ nicht kennt und daß sie bei Strukturen mit geringer Differenzierung, wie es die Objekte der sogenannten „Kulturanthropologie“ sind, ebenfalls nicht auftreten.

Im Alltag unseres Berufs sprechen wir leichtthin von „Industriegesellschaft“. Dennoch bezeichnen wir mit diesem Wort tatsächlich „Gesellschaften“ mit unterschiedlichen Produktionsweisen, verschiedenen sozialen Problemen und verschiedenen Formen der Abhängigkeit der Menschen voneinander und von den Institutionen. Je weiter die Automatisierung fortschreitet, um so ungleichartiger werden offenbar die Bedingungen, unter denen Menschen an der Produktion und der Verteilung von Gütern teilnehmen. Es gibt keinen Beweis, daß die Produktionsbedingungen und die Arten der Teilnahme auf einen Typus „automatisierte Produktion“ hin konvergieren. Eher sind die Bedingungen der industriellen Produktion in der zweiten Hälfte des 19. Jahr-

hunderts begrifflich als reine Durchgangsphase faßbar. Mir scheint für das Lebensgefühl der Menschen in Gesellschaften mit hohem Grad an automatisierter Produktion das bestimmend, was Torres die „Gleichzeitigkeit der Ungleichzeitigkeit“ nannte: das Fehlen einer Übereinstimmung in den Lebensbedingungen und -erfahrungen im Prozeß der Produktion und Verteilung gerade dieser Zeit. Vielleicht ist es für diese Gesellschaften demgegenüber kennzeichnend, daß „Gesellschaft“ erst im Akt der Konsumtion konkret und einheitlich wird. Jedenfalls muß es für die Zwecke empirischer Analyse fraglich erscheinen, ob mit der Unterstellung eines Typus von Industriegesellschaft nicht eine Geschlossenheit des Objektes angenommen wird, die eigentlich erst selbst Gegenstand der Analyse sein sollte. Ob „industrielle Produktion“ oder sogenannter „Kapitalismus“ konstitutiv für eine inferierte Entität „Gesellschaft“ sind, wird dann für eine Soziologie als Einzelwissenschaft erst recht zum Objekt von Untersuchungen.

Noch schwieriger wird die Entscheidung über eine zweckmäßige Abgrenzung der Einheit „Gesellschaft“ bei Versuchen, eine notwendige Verbindung zwischen Gesellschaft sowie Form und Inhalt politischer Systeme herzustellen. Gerade am Beispiel Deutschland wird offensichtlich, daß entweder Gesellschaft als etwas ungemein Flüchtiges anzusehen ist, so daß in rascher Folge solch verschiedene „Gesellschaften“ wie „Spätfeudalismus plus Staatskapitalismus“ des zweiten Kaiserreichs und „Weimarer Republik“ und „Nazigesellschaft“ und „Gesellschaft der Bundesrepublik“ und „Gesellschaft der DDR“ einander ablösen oder nebeneinander stehen. Oder Gesellschaft muß begriffen werden als etwas ungemein Stabiles, das durch verschiedene politische Systeme und Machtordnungen nur begrenzt veränderbar ist.

Sowohl im vorwissenschaftlichen Verständnis als auch in der üblichen sozialphilosophischen Verwendung des Wortes „Gesellschaft“ wird diese meist als ein System vollständiger Interdependenzen aufgefaßt. So sei eine „demokratische“ Universität nicht möglich ohne vollständige Demokratisierung der Gesellschaft; oder eine Demokratie nicht ohne Demokratisierung der Familie; oder eine politische Demokratie nicht ohne Wirtschaftsdemokratie. Abgesehen davon, daß sich für solche globalen Behauptungen Gegenbeispiele in erheblicher Zahl aufdrängen: ist es begrifflich wirklich notwendig, daß Gesellschaft als aus einem Guß bzw. als System vollständiger Interdependenzen begrifflich erfaßt wird? Wenn das so sein müßte, dann ergäben sich aus einer solchen Vorstellung für eine empirische Wissenschaft angesichts des wahrscheinlichen Zustandes ihrer Objekte fast unüberwindliche Schwierigkeiten,

ihren Untersuchungsgegenstand so abzugrenzen, daß die erfaßten Sinnesdaten noch einen Bezug zum hypostasierten Produkt „Gesellschaft“ besitzen. Wenn diese Unterstellung perfekter Interdependenzen begrifflich nicht notwendig ist, dann hat das von einer empirischen Soziologie abzugrenzende System aber vielleicht kaum noch einen Bezug zu dem, was Sozialphilosophen sich bei Verwendung des Wortes „Gesellschaft“ vorstellen.

Ein Bezug zwischen Makrosoziologie und Sozialphilosophie ist dann nur noch schwer vorstellbar, wenn a priori (bzw. auf Grund eines Gefühls, das sich als „Einsicht“ ausdrückt) eine Allgegenwart von „Vermittlung“ der Wirklichkeit behauptet wird, derzufolge jedes Sinnesdatum erst dann deutbar wird, wenn sich der Deutende bereits im Zustand der richtigen Einsicht in den „Gesellschafts-Äther“ (Adorno) befindet. Wie unterschiedlich auch immer Sozialphilosophie ihren Gegenstand begreifen und Makrosoziologie ihn abgrenzen mag: Voraussetzung für einen verbleibenden Rest von Gemeinsamkeit bei Aussagen über ein Erkenntnisobjekt „Gesellschaft“ ist die Annahme, daß Sinnesdaten als Arbitrer zwischen verschiedenen Aussagen über eine angenommene Struktur dienen können. Eine solche verbleibende Gemeinsamkeit eines Bezugs auf systematisch gewonnene Erfahrung, die vielleicht für den Adornoschen „Begriff der Gesellschaft“ schon nicht mehr gegeben ist, sei hier jedoch unterstellt. Selbst wenn Sozialphilosophen in jeder der konkret existierenden Gesellschaften nur Formen der Verunreinigung von konstituierenden Prinzipien sehen sollten: irgendwelche Kriterien müssen angebbar bleiben, damit interpersonell entscheidbar ist, ob ein beobachtbarer Sachverhalt durch eine theoretische Konstruktion noch mit einem vertretbaren Grad an Isomorphie abgebildet wird.

4. Die empirische Sozialforschung bediente sich bisher überwiegend – oder sogar fast ausschließlich – sogenannter Individual-Merkmale, aus deren Häufung und Struktur auf die Wirkung von Zusammenhängen geschlossen wurde, die den Individuen transzendent waren. Will man Mobilitäts-Chancen in einer Gesellschaft erfassen – oder aber ambitionierter auch Mobilitäts-Hindernisse in Gesellschaften aufzeigen, die mit gedachten Strukturen verbunden sind –, so ist die Registrierung von Individual-Merkmalen nicht der effizienteste Weg, und er mag sogar prinzipiell beanstandet werden. Eine Beschränkung auf Individual-Merkmale ist weder eine praktische noch eine theoretische Notwendigkeit für die empirische Sozialforschung; praktische und theoretische Schwierigkeiten standen jedoch bisher einer gleichzeitigen Abbildung

sozialer Wirklichkeit auf verschiedenen Abstraktionsebenen entgegen. Durch Datenbanken, Systeme der Datenrückgewinnung mittels der Anlagen der EDV und verschiedene forschungstechnische Ansätze sind viele der praktischen Hindernisse für eine Verbindung von Daten verschiedenen Charakters überwunden. Es verbleiben methodologische Probleme im allgemeineren Sinne des Wortes und theoretische Schwierigkeiten. Sie sind verbunden mit einer für die Instrumente der Sozialforschung angemessenen Formulierung des Systembegriffs.

Auch in der Soziologie als Einzelwissenschaft stellt man sich Systeme überwiegend als Organisationen mit vollständigen Interdependenzen zwischen den Elementen vor. Dies dürfte dann angemessen sein, wenn die einzelnen Elemente im unmittelbaren Kontakt miteinander stehen und reagieren – wie etwa in Kleingruppen oder in formalen Organisationen mit geringer Differenzierung. Für andere soziale Gebilde, und erst recht für solch umfassende Systeme wie eine Gesellschaft, widerspricht eine solche Formulierung der vorwissenschaftlichen Einsicht.

Angemessener dürfte für moderne Gesellschaften eine Formulierung als System begrenzter Interdependenzen sein. Begrenzte Interdependenzen können begrifflich erfaßt werden als *Schwellenwerte*, bevor die Veränderungen eines Elementes das Verhalten eines anderen Elements beeinflussen. Auf diese Weise werden solche Eigenschaften eines sozialen Systems wie Kohärenz oder Integration empirisch eindeutiger als bisher faßbar, nämlich als Schwellenwerte der Reagibilität aufeinander. Allerdings widerspricht eine solche Formulierung des Erkenntnisobjektes Gesellschaft immer dann den in der Sozialphilosophie herrschenden Unterstellungen, wenn diese Schwellenwerte sehr hoch angesetzt werden, so daß sie der Indifferenz nahekommen und damit für die einzelnen Elemente des Systems ein hoher Grad an Autonomie postuliert wird. Erweist es sich angesichts eines konkreten Systems als wahrscheinlich, mehrere für den Charakter der Vermittlung von Reaktionen zwischen Elementen konstitutive Prinzipien einzuführen, und widersprechen diese etwa auch noch einander, so könnte für den sozialphilosophischen Ansatz das Erkenntnisobjekt auf eine unakzeptable Weise umformuliert sein. Je höher der Differenzierungsgrad in einer Gesellschaft und je indirekter die Elemente in ihren Veränderungen aufeinander reagieren (definiert etwa als die Zahl der Zwischenstufen, über die eine Vermittlung von Veränderungen erfolgt), um so eher könnten das Erkenntnisobjekt der Sozialphilosophie und der Soziologie als Erfahrungswissenschaft prinzipiell voneinander abweichen. Ihre Nähe oder Ferne zueinander ist so gesehen keineswegs in erster Linie eine

Konsequenz individueller Entscheidungen für einen Dialog; bestimmend sind strukturelle Bedingungen.

Für die Individuen einer konkreten Gesellschaft wie Italien – falls Italien überhaupt sinnvollerweise als eine Gesellschaft faßbar ist – bleibt dieses Gebilde zunächst ein Abstraktum; analog dem Abstraktum „Arbeitsmarkt Frankfurter Raum“ für einen Chemiefacharbeiter in Offenbach oder dem Abstraktum „Wachstumsrate der Volkswirtschaft“ für den einzelnen Unternehmer. (Ich habe Italien gewählt, weil es dort eine nicht unerhebliche Literatur gibt, die behauptet, hier koexistierten zwei verschiedene Systeme im gleichen Nationalstaat.) Diese Abstrakta erhalten einen heuristischen Sinn, wenn sie aufeinander bezogen werden. Für die einzelnen Individuen sind die mit den Begriffen „Arbeitsmarkt“ oder „Wachstumsrate“ gemeinten Sachverhalte gewöhnlich nur mittelbar relevant in der Form, daß Handlungsbedingungen für Prozentsätze einer Kategorie von Individuen verändert werden. Eine Möglichkeit, diese mittelbaren Beziehungen zwischen Individuen und Abstrakta (in dem hier gemeinten Sinn) zu formulieren, ist ihr Ausdruck als Wahrscheinlichkeit einer Reaktion aufeinander; eine andere Möglichkeit ist der Ausdruck als eine „Sukzession“ von Schwellenwerten. Jedenfalls sind neben den gewohnten Formulierungen als „lineare Abhängigkeiten“ andere Formalisierungen möglich und wohl auch angemessener.

Gewöhnlich werden in der Soziologie als Einzelwissenschaft die innerhalb von Systemen beobachtbaren Beziehungen in der Form strukturell-funktionaler Abhängigkeiten gedeutet. Sie werden insbesondere dann auf strukturell-funktionale Weise deutbar, wenn das beobachtete System Teil eines größeren Zusammenhanges ist: wenn also das politische System als Teilbereich einer Gesellschaft gedeutet wird, oder das Beziehungssystem einer Nachbarschaft als Teil einer Gemeinde. Da Sozialphilosophen den „Zweck“ oder „Charakter“ des jeweiligen größeren Zusammenhanges als ihnen selbst bekannt unterstellen, erscheinen ihnen strukturell-funktionale Deutungen meist als vordergründig oder als irrelevant. Aus solchen gegensätzlichen Beurteilungen der angewandten Interpretationsformeln für beobachtbare Zusammenhänge folgen praktisch nur sehr schwierig zu überwindende Komplikationen für einen Dialog.

Die Schwierigkeiten einer empirischen Soziologie, Daten für solch globale Systeme wie „politisches System“ oder „Wirtschaftssystem“ zu deuten, dürften sich auf Grund entsprechender methodischer Entwicklungen in Zukunft als weitgehend nur praktischer und theoretischer Natur erweisen. Prinzipielle Schwierigkeiten hat eine Soziologie als

Erfahrungswissenschaft jedoch mit dem Begriff „Gesellschaft“, wenn eine einzelne Gesellschaft Gegenstand einer generellen Analyse ist. Deswegen versucht man hier gewöhnlich, „Gesellschaft“ durch Umformulierung als „Sozialsystem“ für solche Analysen zugänglich zu machen. Selbst Sozialsysteme als Erkenntnisobjekt bieten aber für Interpretation von Beobachtungsdaten Schwierigkeiten, die sich bei der Analyse von Kultursystemen (um in der Terminologie von Parsons zu bleiben) nicht ergeben.

Parsons versteht bekanntlich das Sozialsystem in Analogie zur älteren Biologie, d. h. einer Biologie, die das Tier aus der Schauweise des Menschen analysiert. Entsprechend setzt das AGIL-Schema von Parsons als evident voraus, daß die Einheit „System“ eindeutige Grenzen gegenüber anderen Systemen und der Umwelt besitzt und daß letzter Zweck des Systems dessen Aufrechterhaltung (*system maintenance*) ist. Nun muß ein solches System keineswegs als in sich unbeweglich gedacht werden, wohl aber als ein selbststabilisierender Zusammenhang, der bei jeder Veränderung entweder selbsttätig wieder zum Equilibrium zurückstrebt oder als System vom Untergang bedroht ist. Für Gesellschaften kann aber weder immer eine eindeutige Abgrenzung (beispielsweise: gibt es heute eine deutsche Gesellschaft mit zwei politischen Organisationsformen oder zwei Gesellschaften?) noch ein Gesellschaftszweck vorausgesetzt werden; es sei denn, ein sozialphilosophisch postulierter Zweck. Insofern rekuriert Parsons selbst auf eine sozialphilosophische Position, deren Aussagen von jeglichem Beobachtungsdatum unberührt bleiben müssen.

Analysiert man Gesellschaften im Zeitablauf, so stellt sich für diejenigen Einheiten, die wir in unserer Kürzelsprache als Industriegesellschaft bezeichnen, das Problem der Abgrenzung des Erkenntnisobjekts im Hinblick auf spätere Deutungsschemata für Beobachtungsdaten in ganzer Schärfe. Verzichtet man (in einer Wissenschaft notgedrungen) auf teleologische Zweckbestimmungen der menschlichen Entwicklung, fehlt also ein solch externer Bezugspunkt für zweifelsfreie Einteilungskriterien, so wird bei einer technologisch-wirtschaftlichen Entwicklung sowie bei einer Veränderung von Institutionen und Normen in einem Staatsgebiet kaum noch entscheidbar, wie lange eine sich stark ändernde Gesellschaft noch als das gleiche Sozialsystem behandelt werden darf. Gewöhnlich entscheidet man diese Frage, indem die Zäsuren politischer Geschichte auch bei der Betrachtung eines Sozialsystems als zeitliche Abgrenzungen gewählt werden. Dies ist zugegebenermaßen eine äußerst unbefriedigende Praxis; in sich rasch wandelnden Gesellschaften mit

kurz aufeinander folgenden politischen Zäsuren erscheint dann die jeweilige Gegenwart begrifflich als Koexistenz verschiedener Elemente aus verschiedenen Systemtypen.

Bei international vergleichenden Analysen zum gleichen Zeitpunkt sind diese Schwierigkeiten einer Abgrenzung des Objekts geringer, wenngleich immer noch teilweise existent. Ein Beispiel für die verbleibenden Schwierigkeiten wäre eine vergleichende Analyse der politischen Einheiten Bundesrepublik, DDR, Österreich und Schweiz als verschiedene Sozialsysteme. Je nach der offensichtlichen Unterschiedlichkeit der in international vergleichender Analyse berücksichtigten Einheiten werden Sozialsysteme begrifflich faßbar als Variationen eines Typs in dem Sinne, daß die Sozialsysteme wesentlich durch die gleiche Konstellation von Faktoren in unterschiedlichen Kombinationsverhältnissen gedacht werden oder daß sie verschiedene Bedingungssysteme repräsentieren sollen. Ob dabei der Akzent auf den Stand der Entwicklung von Produktivkräften und ihrer Organisation in Produktionsverhältnissen, oder auf die Arten institutioneller oder sonstiger Differenzierung, gelegt wird, ist eine wichtige theoretische Vorentscheidung über das Verständnis der sogenannten konstitutiven Prinzipien für die Sozialsysteme, die von Bedeutung bei der Interpretation der beobachteten Abhängigkeiten ist, ohne durch diese Beobachtungen selbst direkt korrigiert zu werden.

Die größten Schwierigkeiten bei dem Versuch, ganze Gesellschaften als Sozialsysteme zu analysieren, hat eine sich als Erfahrungswissenschaft verstehende Soziologie nach der hier entwickelten Schauweise bei der Untersuchung einer einzelnen Gesellschaft.

Die einem solchen Versuch entgegenstehenden Schwierigkeiten werden eher überwindbar bei Untersuchung einer Gesellschaft im Zeitablauf und insbesondere bei international vergleichender Forschung. Makrosoziologie wird entsprechend diese beiden Forschungsansätze immer dann bevorzugen, wenn sie sich nicht mehr Teilsysteme innerhalb einer Gesellschaft als Gegenstand wählt. In beiden Fällen – historische oder internationale Vergleiche – werden die beobachteten Unterschiedlichkeiten aus dem jeweiligen Zusammenhang innerhalb eines als Funktionssystem gedachten Sozialsystems theoretisch gedeutet. „Funktionen“ eines Systems können auf Beobachtungsdaten bezogen werden, weil jede der in einer vergleichenden Erhebung einbezogenen Gesellschaften für jede der anderen als *tertium comparationis* benutzt werden kann. In diesem gegenüber der Sozialphilosophie eingeschränkten Sinne muß gegenwärtig Soziologie als Erfahrungswissenschaft „Gesellschaft“ behandeln.

II.

1. Der internationale oder interkulturelle Vergleich – beide Termini akzentuieren verschiedene Aspekte eines Sozialsystems in der Erscheinungsform von Nationalstaaten – ist ein vorzügliches Mittel, gesamtgesellschaftliche Analyse gemäß den Regeln einer Erfahrungswissenschaft zu vollziehen. Seine Vorzüglichkeit als Instrument beruht nicht zuletzt darauf, daß sich hier die kulturellen oder gesellschaftlichen Gebundenheiten eines konkreten Denkens in der Problemformulierung und im Begriffsapparat zwischen den beteiligten Forschern als Widersprüche manifestieren. Dies geschieht insbesondere dann, wenn vergleichende Forschung die administrative Form einer gleichberechtigten Korporation zwischen Forschern aus verschiedenen Ländern hat. Insofern ist die administrative Form solcher internationalen Vergleiche nicht nur eine bloße praktische Frage, sondern vermag den Erkenntnisgehalt von Forschungen selbst zu beeinflussen.

Ein Beispiel für diesen Sachverhalt bieten zwei internationale, vergleichbare Studien: Die international vergleichende Untersuchung über die Verwendung von Zeit im Jahre 1966: Peru, Cuba, USA, Frankreich, Belgien, Jugoslawien, Bulgarien, Ungarn, Polen, CSSR, UdSSR und sogar parallel zueinander DDR und Bundesrepublik; sowie die Untersuchung 1967 über gemeindliche Teilnahme und Machtstrukturen in vier Ländern: Indien, Polen, Jugoslawien und USA.

Die Zeitbudget-Untersuchung war ursprünglich geplant als Erhebung über die Verwendung von Freizeit. In ersten Vorbesprechungen zwischen Forschern von verschiedenen Ländern wurde dann unmittelbar einsichtig, daß eine einheitliche Abgrenzung des Phänomens „Freizeit“ nicht möglich war – nicht zuletzt deshalb, weil der Begriff „Freizeit“ teilweise verbunden war mit außerwissenschaftlichen Leitbildern. Ich pflegte Teilnahme am Vereinsleben oder an Versammlungen von Bürgervereinen als Freizeit zu klassifizieren; eben dieses Verhalten wurde von sowjetischen Kollegen als gesellschaftliche Verpflichtung interpretiert, durch die das Individuum neben seiner Arbeit zum Funktionieren des Gesamtsystems beiträgt. Als soziale Verpflichtungen oder „Halbfreizeit“ verstand ich solche Aktivitäten, denen ein Individuum nach den gesellschaftlichen Normen nicht ausweichen kann (z. B. Besuch eines Kollegen im Krankenhaus, Verwandtenbesuche), deren Zeitpunkt und Art der Ausführung innerhalb von Grenzen aber in sein Belieben gestellt ist. Diese letztere Klasse von Verhaltensweisen erschienen Kollegen aus sozialistischen Ländern eindeutig als Freizeit, da in der Privat-

sphäre des Individuums angesiedelt. Freizeit in dem Sinne, den wir vorwissenschaftlich damit assoziieren, wird von vielen Kollegen aus sozialistischen Ländern als gesellschaftliche Verlustzeit gewertet.

So entschieden wir uns schließlich, an eine Tradition der Sozialforschung in der Frühphase der UdSSR anknüpfend, nicht einen inhaltlich abgegrenzten Teil des Tages abzubilden, sondern den ganzen Verlauf eines Tages zu erheben („Zeitbudget“). Die Aktivitäten während dieses Zeitraumes wurden in einem achtdimensionalen Attributenraum definiert.

Die größten Schwierigkeiten, eine angemessene Taxonomie für Verhaltensweisen zu entwickeln, ergaben sich übrigens nicht primär aus einem eventuell unterschiedlichen Bedeutungsgehalt der gleichen (oder verwandter) Termini je nach Land, Kultur oder politischem System; sie folgten aus der verschiedenen Funktion von Worten für den Alltag und für wissenschaftliche Zwecke. In den Kategorien des alltäglichen Sprachgebrauchs, die rückverbunden sind mit den praktischen Zwecksetzungen einer Verhaltensorientierung im Alltag, wurden mit nur einem Wort Handlungen verbunden, die wir für die Zwecke unserer Analyse getrennt registrieren mußten. Ein Beispiel ist das Wort Gespräch, mit dem Arten mündlicher Kommunikation bezeichnet werden, die eine sehr unterschiedliche funktionale und emotionale Bedeutung haben; in dieser Erhebung wird die Angabe „Gespräch“ mit Attributen aus verschiedenen Dimensionen versehen und damit nach Ort, Partner, Inhalt und Zeitdauer spezifiziert. Indem nun ein Verhalten in einem achtdimensionalen Raum beschrieben wird (in dem die Mehrzahl denk möglicher Kombinationen übrigens leer bleiben), konnte jeder der Forscher – je nach der Zielsetzung seiner Analyse – eigene Kombinationen bilden.

Ob vier Herren in der Bundesrepublik einmal in der Woche in ihrer Eckkneipe die Politik Revue passieren lassen, oder ob eine vergleichbare Gruppe von Männern in der UdSSR wöchentlich in der Hausversammlung das rüde Verhalten eines Nachbarn gegen seine bei ihm wohnende Großmutter zum Gegenstand von Kritik machen: bei diesem Vorgehen bleibt es dem Forscher überlassen, ob er in erster Linie den institutionellen Rahmen als Klassifikationsprinzip wählen will (hiernach wäre „Hausversammlung“ = „bürgerschaftliche Teilnahme“ und „Eckkneipe“ = „nicht-politisches Verhalten“), oder ob er die Inhalte bzw. die in der Konversation angesprochenen institutionellen Bereiche akzentuieren will (dann wäre die Eckkneipe ein Ort von „Gespräch über Politik“ und die Hausversammlung der Ort von „Gespräch über Nachbarn und Bekannte“). In der Bundesrepublik mögen Jugendliche sich in einer Eis-

diele über das Abschneiden einer Fußballmannschaft unterhalten; in der UdSSR mag der Abend bei den Komsomolzen zu Gesprächen über Dynamo Moskau benutzt werden: der gleiche Inhalt (Fußball) wird je nach der Organisation des Alltags in einem politischen System bei einem anderen Anlaß Gegenstand des Gesprächs. Mit dem hier gewählten Instrument einer Abbildung von Verhalten in einem mehrdimensionalen Raum kann der Forscher sich – je nach Orientierung – lösen von der Akzentuierung des Formellen und Intentionellen (oft sogar des Juristischen) in sogenannten sozialistischen Ländern, oder von der Betonung des „Subinstitutionellen“ (so die Kritik des von Rechtsordnungen faszinierten Dahrendorf) in der amerikanischen Soziologie.

Die Schwierigkeiten – speziell die anfänglichen Meinungsverschiedenheiten – im internationalen Projekt „Zeitbudget“ bei der Entwicklung einer Taxonomie für Verhalten im Alltag waren gleichzeitig bedingt durch die kulturell-politisch unterschiedlichen Voreingenommenheiten der Forscher, aber zumindest ebenso sehr auch durch die Verschiedenheit der Orientierung von Verhaltensforscher und Akteur im Alltag. Der Vorwurf, eine empirische Forschung könne als Bezug für die Entscheidung über theoretische Sätze (oder andere Arten der Generalisierung von singulären Beobachtungen) nie mehr leisten als eine Verdoppelung des Scheins der Gesellschaft (so Adorno), weil Gesellschaft in ihren Manifestationen heute nur Schein sei: dieser Vorwurf (genauer: Verdacht) läßt sich gegenüber interkulturell vergleichender Forschung nicht begründen. In einer solchen Forschung werden ja schlimmstenfalls verschiedene Arten gesellschaftlicher Befangenheit des Denkens miteinander konfrontiert und äußern sich als gegenseitiges Nicht-Verstehen (etwa bei der Abgrenzung von „Freizeit“). Mit dieser Konfrontation werden Befangenheiten zum Thema – es sei denn, man erklärt ein jedes mit gegenwärtig existierenden Gesellschaften verbundenes Denken als irrelevant für die intendierte Utopie. Utopie ist dann allerdings ihrerseits – schon ex definitione – irrelevant für eine Erfahrungswissenschaft.

Die Voreingenommenheiten, selbst bei einem nur theoretisch gemeinten Denken – und nicht in erster Linie die technischen Probleme einer international vergleichenden Erhebung –, wurden bei der „Untersuchung über den Zusammenhang zwischen Wertsystemen, politischer Teilnahme und Entscheidungsprozessen in Gemeinden“ (Studienleiter Jacobs) unter den beteiligten Forschern zu einem Hauptthema der Untersuchung. Dieses Projekt war zunächst nur von einigen amerikanischen Politologen konzipiert worden. Entsprechend einer Richtung in dem breiten Gebiet der Untersuchungen über gemeindliche Machtstrukturen

wurde hier als selbstverständlich angenommen, daß unterschiedliche Raten der Partizipation von Bürgern am gemeindlichen Leben die Autonomie mächtiger Gruppen und Personen bei Entscheidungen verringern (vgl. Lipsets Annahmen in *Union Democracy*), und daß Machtkonzentration und Teilnahme beide unmittelbar vom Kultursystem bzw. Normensystem her erklärt werden können. In der Konsultation mit ausländischen Kollegen wurden sofort der Begriff Teilnahme und die Unterstellungen über die Wirksamkeit eines hiermit bezeichneten Faktors problematisiert. Im Ansatz war damit die freiwillige Teilnahme von Individuen an mehreren durch formelle Verfassung vorgesehenen Anlässen (Wahlen, Plebiszit) oder mittels freiwilliger Vereinigungen (*voluntary associations*) gemeint. In den Ländern Indiens, Jugoslawien und Polen waren dagegen die formellen Anlässe anders; zudem hatten dort andere Formen der Einflußnahme (Benutzung familiärer Beziehungssysteme, Intervention über die lokale Gewerkschaftsspitze) große Bedeutung.

Mitentscheidend für die Bedeutung lokaler Beziehungssysteme oder von anderen Formen der Einflußnahme auf gemeindliche Führungsgruppen ist offensichtlich (d. h. beim Vergleich solch verschiedener Länder „offensichtlich“) der Grad an gemeindlicher Autonomie – ein Strukturelement des Systems also, innerhalb dessen die Einheit Gemeinde funktioniert. Im Forschungsansatz war dagegen eine relative Unabhängigkeit gemeindlicher Entscheidungen von der Willensbildung im Gesamtsystem impliziert gewesen. Vor allem waren in dem Forschungsansatz Realfaktoren in ihrer Durchschlagskraft viel zu gering bewertet worden: wie Verfügbarkeit disponibler Mittel in der Gemeinde und in der Volkswirtschaft, Verkehrsentwicklung und Dichte des Kommunikationssystems sowie gewerbliche Struktur. Die insbesondere in der amerikanischen Sozialwissenschaft herrschende Tendenz zur Überbewertung von Elementen des Bewußtseins für das Handeln wurde im Widerspruch der Forscher aus anderen Ländern und anlässlich der Prüfung eines Forschungsproblems in verschiedenen Situationen transparent.

2. Solche interkulturell vergleichenden Forschungen haben ihre eigenen technischen und methodischen Probleme, deren teilweise Lösung – oder doch zumindest Definition als ein Problem – zusätzliche Einsichten in den Charakter der Indikatoren einer empirischen Sozialforschung vermitteln. Hierzu einige Beispiele.

Es ist in der Auswertung empirischer Erhebungen zur Routine geworden, eine Gesamtmasse nach Altersstufen zu untergliedern und bei daraufhin festzustellenden Unterschieden in den Kategorien der ab-

hängigen Variablen das „Alter“ als Erklärung zu behandeln. Wird in verschiedenen Altersgruppen einer nach Alter untergliederten Umfrage ein unterschiedliches Wahlverhalten beobachtet, so pflegt Alter als „Erklärung“ für die Unterschiede unmittelbar einzuleuchten. Implizite wird allerdings selbst hier Alter als unmittelbarer Ausdruck eines physiologischen Sachverhalts als Indikator für Mentalität oder ein anderes soziales Faktum (etwa: Rollen-Konstellation) verstanden, wobei diese ihrer Struktur nach theoretischen Unterstellungen nicht spezifiziert werden. In Wahrheit ist mit einer solchen Aufgliederung nichts erklärt und nur eine differenziertere Beschreibung vorgelegt worden.

Im internationalen Vergleich – insbesondere zwischen Ländern unterschiedlichen Entwicklungsstandes – wird es dann unabweisbar, zu definieren, was durch physiologisches Alter bezeichnet sein soll, da oft die gleichen Sachverhalte durch physiologisches Alter auf verschiedene Weise indiziert sind. Was zunächst als Diskussion einer technischen Frage beginnt, nämlich die Abrede gleicher Unterteilungen in Altersgruppen, wird zur substantiellen Erörterung. Eine 40jährige Frau in Sizilien befindet sich eben in einer anderen sozialen Lage als eine 40jährige Schweizerin der Mittelschicht: Das Alter 40 Jahre indiziert in einem Falle beginnendes Alter (als soziale Kategorie) und im zweiten Falle eine Frau, die gerade den Höhepunkt der sozialen Partizipation erreicht. Wird der mit Alter „eigentlich“ gemeinte Sachverhalt als „Stellung im Lebenszyklus“ (stage in the life cycle) formuliert, und wird dann diese Variable begriffen als eine typische Sukzession von Konstellationen sozialer Rollen, so wird die gleiche Konstellation – falls überhaupt im zu vergleichenden Lande vorhanden – durch ein anderes physiologisches Alter indiziert. Innerhalb der jeweils vertrauten Kultur fehlt es gewöhnlich am Anlaß, um einen aus alltäglichem Handeln vertrauten Terminus in seiner für die Sozialforschung anderen Rolle als Begriff zu reflektieren; der interkulturelle Vergleich läßt solche Selbstverständlichkeiten zu Fragwürdigkeiten werden.

Noch offensichtlicher wird die mangelnde Selbstverständlichkeit eines sonst als unproblematisch verwandten Faktors, wenn in international vergleichenden Erhebungen „Beruf“ als Erklärung verwendet werden soll. Dem naiven Gebrauch von Beruf steht zunächst entgegen, daß in verschiedenen Ländern unterschiedliche Rechtsordnungen zu nicht unmittelbar vergleichbaren Klassifikationen führen. Die Verkäuferin in einem Einzelhandelsgeschäft eines „sozialistischen“ Landes ist Staatsangestellte, ihre Kollegin in einem „kapitalistischen“ Land dagegen private Angestellte; der Leiter eines Spezialgeschäfts in einem östlichen

Lande Europas ist staatlicher Angestellter, sein Kollege im Westen „kleiner Selbständiger“. Verschiedene Berufsbezeichnungen decken also funktional Äquivalentes, und ein einfaches Hinnehmen bedeutete per Implikation eine Überbetonung der formellen Organisation einer Gesellschaft.

Sollen wirklich diese Unterschiede kontrolliert werden, soll etwa bei Ländern sehr verschiedener wirtschaftlicher Entwicklungsstufe der unterschiedliche Bedeutungsgehalt der Kategorie „Arbeiter“ in seinen Funktionen im Produktionsprozeß erfaßt werden, so ist wiederum die Übersetzung eines konkreten Terminus in einen mehrdimensionalen Attributen-Raum notwendig: beispielsweise Zahl derjenigen, welche die gleiche Tätigkeit ausführen; Ersetzbarkeit des Individuums auf dem Arbeitsmarkt; Grad an Autonomie in der Abfolge von Handlungen am Arbeitsort; Art der Kontakte zwischen funktional Zusammengehörenden. Je nach Art der Kombination solcher Attribute kann ein auf solche Weise synthetisch zusammengesetztes Merkmal Beruf dazu dienen, eine Arbeitssituation unterschiedlicher Autonomie zu bezeichnen, oder Beruf als Quelle charakteristischer Lebenserfahrungen (analog der Unterscheidung „bureaucratic versus entrepreneurial setting bei Miller und Swanson). Beruf als Variable muß in international vergleichenden Untersuchungen verschiedene zunächst latente Sachverhalte abzugrenzen suchen, je nachdem ob etwa Sozialisationsmuster in der Familie oder Partizipation in der Politik Thema sind.

Schließlich sei als Beispiel für eine Schwierigkeit, die (rückblickend erstaunlicherweise) erst bei den Analysen zum offenbaren Problem wurde, wieder auf die international vergleichende Erhebung über den Gebrauch von Zeit zurückgegriffen. Wir hatten bei der Planung dieser Untersuchung zunächst als selbstverständlich unterstellt, daß die unterschiedliche Verwendung von Zeit als Wahlakt gemäß den Präferenzsystemen der Individuen zu deuten wäre. Als wir nun in verschiedenen Ländern die Ergebnisse eines anderen Landes mitinterpretierten und die Kollegen im „betroffenen“ Lande jeweils energisch zu protestieren begannen, wurde deutlich: Zunächst muß in jedem Falle das Bedingungs-system mit abgebildet werden, bevor Verhalten als Wahlakt gedeutet werden darf. Hierzu gehören nicht nur Faktoren wie Art der Wohnung, Länge der Arbeit, Größe der Familie und Ortsgröße, sondern auch solche Aspekte der sozialen Organisation wie „gleichzeitige Freizeit anderer Personen der gleichen Sozialkategorie“ (was bei unterschiedlicher Häufigkeit von Schichtarbeit in verschiedenen Ländern ein sehr stark variierender Sachverhalt ist) oder „gesellschaftlich notwendige

Dauer verschiedener Tätigkeiten“ (z. B. unterschiedliche Länge der für Einkauf unabwendbar benötigten Zeit je nach Notwendigkeit des Schlangestehens oder Möglichkeiten zur Vorratshaltung). Nicht zuletzt gehört zu diesen Faktoren auch die Anwesenheit anderer Personen, da *ceteris paribus* in Gruppensituationen nur das jeweils am wenigsten kontroverse Verhalten aus der Summe der vom Akteur gewünschten Verhaltensweisen ausgeführt wird.

Die Schwierigkeit einer Interpretation des Verhaltens als Ausdruck eines – wie immer zustande gekommenen – Präferenzsystems wird besonders deutlich an den sogenannten „Sekundär-Tätigkeiten“ – Verhalten zusätzlich zu einem anderen, „primären“ Verhalten. Offensichtlich wird durch die soziale Position eines Individuums während eines großen Teils des Tages schon festgelegt, an welchem Ort es sich befindet und in Gegenwart welcher Personen. Eine solche Festlegung schränkt den Bereich der praktisch wählbaren Tätigkeiten außerordentlich ein. Präferenzen werden erst inferierbar, wenn der Kreis der praktisch überhaupt wählbaren Verhaltensweisen umschrieben ist. Andererseits eröffnet die Beschreibung des Bedingungskranzes, innerhalb dessen erst Verhalten wählbar wird, einen ausgezeichneten – zwar indirekten, aber sehr verlässlichen – Zugang zur Abbildung von Struktur-Unterschieden zwischen Ländern. Sogar die Relevanz eines politischen Systems für die Organisation des Alltags wird nach einer solchen Unterscheidung zwischen Bedingungskranz für Verhalten und wählbaren Verhaltensweisen inferierbar (z. B. als Antwort auf die Fragestellung: was erweist sich in der Analyse als der wichtigere Faktor zur Kontrolle der Variation in der abhängigen Variablen Zeitgebrauch: die Eigenschaft, Bürger eines Landes zu sein, oder die Eigenschaft berufstätige oder nichtberufstätige Hausfrau?).

Alter, Beruf, Zeitgebrauch: solche Merkmale können innerhalb einer Kultur oder Gesellschaft begrifflich als Primitiva behandelt werden. In einer vergleichenden Untersuchung werden solche Attribute zum Problem – sowohl während der Planung und erst recht in der Auswertung. Interpretierbar als Ausdruck von Wirkungselementen sind solche Eigenschaften wie die erwähnten, wenn sie explizit als Ausdruck sozialer Positionen oder von Determinanten verstanden werden. Gleiche Merkmale in verschiedenen Ländern werden als funktional verschieden und unterschiedliche Merkmale als funktional äquivalent deutbar. Allerdings bereitet gerade der Begriff der funktionalen Äquivalenz in interkulturellen Vergleichen Schwierigkeiten, die sich bei Untersuchungen innerhalb der eigenen Gesellschaft nicht ergeben.

3. Bereits die im eigentlichen Sinne methodologischen Probleme wurden hier oft mit dem Bezug auf „Gesellschaft“ – verstanden als Faktoren-Bündel oder als Explanandum – zu deuten geschildert. Dieser Bezug auf „Gesellschaft“ deckt auch bei der Anlage einer Studie sehr unterschiedliche Arten der Verbindung einer Erscheinung mit einem übergeordneten Zusammenhang. Transparent werden diese Unterschiede – und der Bezug auf Gesellschaft als oft nur leerformelhaft – bei einer Analyse, wie in vergleichenden Untersuchungen tatsächlich „Gesellschaft“ mit der zu erklärenden Erscheinung verbunden wurde. Diese Unterschiedlichkeit soll durch die folgende Taxonomie durchsichtiger werden.

Art der Verwendung von „Gesellschaft“ als einer Ursache für eine Erscheinung

| Art der gesuchten Aussage | Im „eigentlichen“ Sinne als Kollektiv | | Als Faktorenbündel, d. h. Ersatz für Experiment |
|---------------------------------|--|-------------------------------------|--|
| | Universalien | Beispiel: MURDOCK | Beispiel: INKELES |
| | Differenzen | Beispiel: BENEDICT, KLUCKHOHN | Beispiel: WHITING ALMOND & VERBA |

Aus diesen unterschiedlichen Arten der Verwendung von „Gesellschaft“ – wozu noch die verschiedene Akzentuierung als Sozialsystem, Kultursystem oder politisches System zu berücksichtigen wäre – folgen bei der Anlage eines Forschungsplanes sehr unterschiedliche Strategien. (Ich habe diese Implikationen in Social Sciences Information aufzuzeigen versucht.) Je nach Absicht ergeben sich sogar gegensätzliche Empfehlungen für die Anlage von Forschungsplänen.

Die schwierigsten Forschungsprobleme ergeben sich dann, wenn interkulturell vergleichende Forschung als Ersatz für Experimente benutzt wird. In diesem Falle werden konkrete Gesellschaften wie Indien, Burma, Japan oder die Bundesrepublik nicht als konkrete Gesellschaften betrachtet, sondern als Ausdruck unterschiedlicher Faktoren-Bündel. Gegenwärtig wird beispielsweise eine international vergleichende Erhebung über Familie geplant, in welcher der Einfluß wirtschaftlicher Entwicklung auf die Familienstruktur geprüft werden soll. Zentral für diese Untersuchung ist die konventionelle These, daß wirtschaftliche Entwicklung eine „moderne“ Familienstruktur bewirkt; die verschiedenen Gesellschaften, die in diese Erhebung einbezogen werden, repräsentieren dabei unterschiedliche Grade wirtschaftlicher Entwicklung und gesamtgesellschaftlicher Modernität.

In Diskussionen, die als „theoretisch“ im Sinne einer verbalen gesamtgesellschaftlichen Analyse verstanden werden, sagt sich ein solcher Zusammenhang wie der hier zu überprüfende leicht daher. Welche Schwierigkeiten bereitet es jedoch, auch nur die Bedeutung solcher Termini zu spezifizieren wie „wirtschaftliche Entwicklung“ (der Volkswirtschaft insgesamt, oder – bei ungleicher Entwicklung – bestimmter Teile?; GNP als aktuelles Maß, oder Indikatoren für die Entwicklung von Infrastruktur als das einen langfristigeren Prozeß ausdrückende Maß?, „Modernität einer Sozialstruktur“ auszudrücken etwa als Ausmaß der Rollendifferenzierung, oder durch institutionelle Differenzierung?), oder „Modernität der Familie“ (falls indiziert durch Gleichheit der Ehegatten: Gleichheit bei hoher Substituierbarkeit der Rollen oder bei Gleichbewertung unterschiedlicher Rollensätze?; Erziehungsstil der Kinder als zentraler Indikator?). Eine solche Spezifikation ist unerlässlich in allen Fällen, in denen Wandel nicht als gleichmäßige Veränderung aller Bereiche verläuft. Zu diesen Schwierigkeiten, die sich aus dem heterogenen Charakter aller heutigen Großgesellschaften ergeben, kommen die begrifflichen Unklarheiten beim bloßen Reden unter Verwendung solcher Termini hinzu.

Die größten Schwierigkeiten bereitet es jedoch, nach Spezifizierung der Begriffe für Faktoren dergestalt, daß sich die Begriffe mit beobachtbaren Sachverhalten verbinden lassen, die Art der Interaktion zu spezifizieren. Mit dem bloßen Sagen, es bestehe ein Zusammenhang zwischen Modernität der Gesellschaft und der Modernität der Familie, und selbst mit einem bloßen Aufzeigen, daß eine Kovariation beider Phänomene nachweisbar ist, wird selbstverständlich noch keine Erklärung geliefert. Hierzu ist es notwendig, die Prozesse oder Institutionen zu spezifizieren, über die gesamtgesellschaftliche Modernität als eine Eigenschaft dergestalt vermittelt wird, daß eine Anpassung der Familienstruktur notwendig wird. Gesamtgesellschaftliche Analyse bloß verbaler Art verzichtet hierauf meist und kann hierauf verzichten, weil sie als eine Art von Poesie in Prosa beim Zuhörer Assoziationen auslöst, die auf lediglich plausible Weise miteinander verbunden sind. Und eben in dieser Art der Verbindung von Systemelementen oder von Systemebenen wird der Versuch empirischer Makrosoziologie gegenüber gesamtgesellschaftlicher Analyse im „emphatischen“ Sinne, die zumindest per Implikation komplette Interdependenzen zwischen allen „strukturbestimmenden“ Eigenschaften postulieren muß, sein Erkenntnisobjekt begrifflich anders zu fassen haben. Dieses Anders bedeutet eine Reduktion in der Komplexität der zu untersuchenden Phänomene und zugleich weniger

gewagte Annahmen über die Interdependenz der beobachteten Erscheinungen. Der Vergleich mehrerer Gesellschaften ist der Königsweg dieser Makrosoziologie.

4. Eine solche Programmatik mußte so lange bloßer Plan bleiben und konnte sich nicht in Forschung umsetzen, wie die methodischen und technischen Voraussetzungen fehlten. Eine jede Erfahrungswissenschaft kann ja nicht die Notwendigkeit der Untersuchung eines Problems schon als Auftrag zur Forschung behandeln, sondern wird auch durch die technische Machbarkeit von Forschung begrenzt. Diese technischen Hindernisse für eine empirische Makrosoziologie werden jetzt überwunden. Neue Verfahren der Dokumentationstechnik unter Verwendung der EDV stellen für die Forschung eine Fülle von Daten über verschiedene Bereiche und Systemebenen von Gesellschaften zur Verfügung. Besonders bedeutsam sind hier publizierte Datensammlungen, die Institution der Datenbank sowie Technologien der Sekundäranalyse und der Mehrebenen-Analyse (cross level analysis). Diese Entwicklungen wurden allerdings bisher auf dem Kontinent wenig beachtet.

Seit Mitte der sechziger Jahre erschienen einige Quellensammlungen, die zunächst eine generelle (d. h. nicht durch eine bestimmte inhaltliche Zielsetzung geleitete) Auswertung sein wollen und zusätzlich Rohmaterial für weitere Auswertungen bringen. Banks & Textor verschlüsseln das im Human Relations Area File gesammelte Material nach einer Reihe abstrakt definierter Dimensionen (z. B. ethnische Homogenität, pluralistische politische Struktur) und mit deskriptiven Kategorien (z. B. Zeitpunkt der Unabhängigkeit eines Landes; Art der Gewinnung von Unabhängigkeit); die Eigenschaften werden dabei nur dichotom erfaßt. Die so aufbereiteten Materialien werden dann nach den konventionellen Regeln multivariater Analyse ausgewertet, aber in der Darstellung verbal rückübersetzt: die Hauptbeziehung wird ausgedrückt („falls X, und zugleich U, S, T, dann Y“), ferner die zu dieser Aussage passenden Länder – aber auch die durch die Hauptbeziehung nicht gedeckten Fälle. Durch Querverweise wird es dann möglich zu spezifizieren, inwieweit ein bestimmtes Land im Hinblick auf die berücksichtigten Eigenschaften Ausdruck genereller Faktoren ist, und in welcher Beziehung es als ein Sonderfall betrachtet werden muß. Die im „World Handbook of Social and Political Indicators“ veröffentlichten Ergebnisse des Yale Political Data Programs wurden demgegenüber durch Formen der Korrelationsanalyse gewonnen. Der Intention der Auswertung entsprechend wurden hauptsächlich quantitative Merkmale (z. B. GNP, Einkommensverteilungen nach dem Gini

Index für Ungleichheiten aufbereitet) benutzt und im wesentlichen als Rangfolge der Länder in bezug auf bestimmte Merkmale dargestellt. Diese Quelle kann Grundlage für die Planung einer solchen interkulturell vergleichenden Untersuchungen sein, welche die ausgewählten Länder als Ausdruck unterschiedlicher Stärke von Wirkfaktoren behandeln will. Die Prüfung eigener Hypothesen im interkulturellen Vergleich ist auf der Basis solcher Publikationen allerdings nicht möglich; sie sind vor allem Quellen für Vorentscheidungen bei der Planung solcher Erhebungen. Darüber hinaus lassen diese Publikationen die große Variabilität von Gesellschaften transparent werden – ein Sachverhalt, der bei Entwürfen gesamtwirtschaftlicher Theorien bisher ungenügend berücksichtigt wurde.

Die Prüfung eigener Hypothesen mit den Ansätzen der „Sekundär-Analyse“ wird demgegenüber durch Datenbanken möglich. Vor etwa zehn Jahren wurde die erste dieser Datenbanken gegründet, und heute existieren bereits mehr als ein Dutzend solcher Institutionen mit allgemeiner Zugänglichkeit in fünf Ländern. In modernen Industriegesellschaften gibt es schon als Folge der Bürokratisierung des Alltags einen ungeheuren Reichtum an Daten. Datenbanken sammeln die Originaldaten, insbesondere die Individualdaten der Umfrageforschung sowie die Aggregatdaten aller Formen „sozialer Buchführung“ (wie z. B. Volkszählung) und schließen den bisher nur als Potential existierenden Datenreichtum für die Forschung auf. Durch Verfahren der Informationsrückgewinnung werden Indikatoren (Fragen in Meinungsforschungen, Statistiken, Aussagen in Kommunikationsmitteln) auch in ihrer nicht manifesten Bedeutung identifizierbar. Wird ein Indikator als relevant identifiziert, so kann wiederum maschinell die Struktur der zugehörigen Datenmasse erfragt werden (ausgedrückt etwa in der Form maschinenlesbarer Code-Bücher mit Randverteilungen). Die neuen Analyse-Programme, die Datenarchive für ein geordnetes Material dann bereitstellen, sind nach dem Baukastenprinzip aufgebaut und erlauben dem Benutzer die Kombination verschiedener Schritte in der Auswertung ganz nach seinen individuellen Bedürfnissen.

Dies sind erst die Anfänge einer neuen Technologie, die mit ihren Möglichkeiten sicher die theoretische Phantasie anregen wird. Mittelschnelle Computer der dritten Generation erlauben heute bereits eine kontinuierliche Interaktion zwischen Forscher und Material (man-machine interaction): der Forscher kann bei fortlaufender Ausgabe von Ergebnissen in den Auswertungsprozeß intervenieren und vielversprechende Hinweise in sofortige Änderung seiner Auswertungsstrategie

umsetzen. Wirklich große Anlagen der EDV erlauben eine Dezentralisierung der Daten-Ein- und -Ausgabe (in sog. „terminals“). Nachdem die Lochkartentechnik zwischen die inhaltlichen Interessen des Forschers und die Ergebnisse eine technologische Barriere aufrichtete – für Maschinen wie die IBM 101 Statistik-Maschine war ein recht mühsames Programmieren und Denken in technischen Begrenzungen notwendig –, wird mit der Weiterentwicklung der Technik diese Distanz wieder zugunsten eines engen Kontakts mit den Daten bei geringen Anforderungen an technischen Kenntnissen reduziert.

Ich sehe kein grundsätzliches Problem darin, daß die jeweilige Technologie auf die Art der Forschung zurückwirkt. Das ist in anderen Disziplinen, in denen neue Instrumente verfügbar wurden (Fernrohr, Elektronenmikroskop, Röntgenapparate), als Anregung neuer Fragestellungen zusätzlich zu den bereits existierenden (die ja auch weitergeführt werden!), wirksam geworden. Die Ansammlung großer Datenmengen für verschiedene Aspekte von Realität in Datenbanken ist ein solches neues Instrument nun auch für die Sozialwissenschaften, wie es in den letzten Jahrzehnten die Umfrageforschung als Hauptquelle für Befunde war. Datenmengen können umgeformt werden durch Kombination von Daten, die zu verschiedenen Zeitpunkten oder in verschiedenen Ländern gesammelt wurden – bis hin zur Konstruktion nie durchgeführter Umfragen mit der Technik der Simulation. Durch Fusion von Datensätzen werden nun auch Untergruppen geringer Größe in einer Bevölkerung mit einer genügenden Fallzahl repräsentiert, und an der gegenwärtigen politischen Situation in vielen Ländern läßt sich ja ersehen, welche Bedeutung gerade in hochdifferenzierten Gesellschaften die mit der herkömmlichen Umfrage nur schwierig zu repräsentierenden Untergruppen haben können. Die theoretische Phantasie wird sicherlich angeregt, und die auf eigener Alltagserfahrung begründete Intuition wird korrigiert, wenn mit den Beständen von Daten-Archiven quantitativ ausgedrückt wird, wie ähnlich auf verschiedenen Ebenen eines Systems Gesellschaften eines Entwicklungsstandes einander sind und wie spezifisch das zu lokalisieren ist, was als nationale Besonderheit erscheint und wirksam wird. Die Vorstellung einer modernen Gesellschaft als durch letztlich einfache Determinanten bestimmt und als hoch integriert läßt sich mit der jetzt technisch möglichen, differenzierenden Massenbeobachtung jedenfalls nicht vereinen.

Bis heute befanden sich die Sozialforscher gegenüber einem gut beobachtenden Menschen mit großer Lebenserfahrung in einer Beziehung im Nachteil: zwar waren die Ergebnisse geplanter Datensamm-

lungen ungleich verlässlicher als die eben angesprochene Alltagserfahrung, aber auch unendlich begrenzter in der Breite der registrierten Phänomene. Nur punktuell wurden einige Aspekte des Lebens in Gesellschaft und der Manifestation von Gesellschaften als Sozialsystemen erhellt. Jetzt erst kann der Sozialforscher mit Material von großer Breite spielen und schließlich aufgestellte Sätze an komplexem Material prüfen. Der sich dabei ergebende Theorietyp wird wahrscheinlich eine wesentlich kompliziertere Form der Interaktion von Faktoren erlauben müssen, als dies für die Naturwissenschaften – mit einigen Ausnahmen, wie dem heutigen theoretischen Chaos in der Physik subatomarer Partikel – notwendig war. Wahrscheinlich wird sich für die Sozialwissenschaften nicht die Suche nach „letztlich“ bestimmenden Faktoren, sondern für komplexe Gesellschaften eine Suche nach Konfigurationen von Faktoren als die angemessene Strategie erweisen.

5. Die Mehrebenen-Analyse ist ein solcher Versuch, verschiedene Erscheinungsebenen sozialer Realität miteinander zu verbinden. Wurde bisher etwa die Eigenschaft „berufliche Situation“ ungeachtet der Struktur der jeweiligen unmittelbaren Umwelt als einer Konkretisierung des Abstraktums Gesellschaft erfaßt, so wird jetzt auch die Wirkung vermittelnder Instanzen (Gemeinde, Gruppenbezüge, Betrieb) mit abbildbar. Vorwissenschaftlich wissen wir alle, daß katholische Konfession in der Situation der Diaspora etwas anderes bedeutet als in überwiegend katholischen Bezirken; aus unserem Alltag wissen wir, daß Arbeiter als Pendler aus einer Landgegend nicht generell gleichgesetzt werden dürfen mit Arbeitern in der Arbeitervorstadt einer Metropole. Die gleiche Eigenschaft „Katholik“ oder „Arbeiter“ ist in einigen Situationen als kategoriale Eigenschaft relevant, in anderen aber nur relativ zur jeweiligen Umwelt oder Situation; und wahrscheinlich wird die Bedeutung von Individualeigenschaften als Relationsmerkmale gegenüber ihrer Bedeutung als kategoriale Eigenschaften zunehmen. In der Mehrebenen-Analyse wird diese Erfahrung forschungstechnisch umgesetzt, indem einerseits den einzelnen Akteuren Eigenschaften der für sie relevanten Kollektive zugerechnet oder – umgekehrt – Kollektive nach der Art der Heterogenität von Individualdaten gekennzeichnet werden. Dieser Ansatz – der mit einzelnen Techniken wie Kontextanalyse oder Relationsanalyse bereits Eingang in die Literatur gefunden hat – läßt sich zu einer Art Simulation von Gesellschaft erweitern.

Zentral für dieses Modell ist die Vorstellung, daß soziale Differenzierung sich in einem neuen Verhältnis von Individuen und Institutionen ausdrückt. Als Klage über die Verselbständigung von Institu-

tionen gegenüber ihrem Zweck und gegenüber den Individuen wird dieser Prozeß bereits im Alltagsdenken reflektiert. Diese Verselbständigung kann auf zweifache Weise begrifflich so erfaßt werden, daß Begriffe mit Beobachtungen verbunden werden können. Mit dem Begriff der „Autonomie“ ist gemeint der Grad an Spielraum einer Institution, bevor eine andere Institution auf effektive Weise zu intervenieren versucht (Beispiel: Entscheidungsspielraum einer Behörde, bevor eine Aufsichtsinstanz mit dem Versuch der Korrektur reagiert). Mit „Schwellenwert“ ist gemeint der Grad an Spielraum für Handeln einer Institution, bevor Individuen nachdrücklich den Wunsch nach Korrektur anmelden. Mit diesen beiden Begriffen der Autonomie und des Schwellenwerts wird der Grad an Kohäsion in einer Gesellschaft – bzw. der Grad an Integration, falls Konsensus über Normen nicht (in Deutschland häufig) mit hinzugedacht wird – zur Variablen von Gesellschaften statt zu deren Konstituens. Beispielsweise wird auf diese Weise Resistenz gegenüber sozialem Wandel als Ausdruck einer hohen Kohäsion (übliche Vorstellung bei „traditionalen“ Gesellschaften) oder als Folge besonders niedriger Kohäsion (Beispiel Indien) deutbar.

Bestimmend für die Höhe der Schwellenwerte in modernen Gesellschaften ist – immer noch in diesem Modell – die Komplizierung der Rollensätze (role sets). Ein jeder im sozialen Sinne Erwachsene hat eine Vielzahl von Rollen gleichzeitig zu leben, aus denen sich miteinander konkurrierende Ansprüche ergeben. Gibt es keine zentrale Rolle, deren Anforderungen die sich aus anderen Rollen ergebenden Anforderungen durchdringt und organisiert (ist man nicht mehr in allen Situationen *zunächst* Akademiker und dann erst Mann, Vater, Ehemann, Städter, Vereinsmitglied, Wähler, Sportfreund, Steuerzahler, Katholik), so wird es zur Lebenskunst der Individuen, sich jeweils situationspezifisch richtig zu verhalten und damit niemals alle Verpflichtung aus einer Rolle voll zu erfüllen und keine Verpflichtung ganz zu vernachlässigen. Mit dieser Vorstellung, die von Max Frisch in „Gantenbein“ mit der Metapher des Anprobierens und Ablegens von Rollen literarisch nachempfunden wird, läßt sich auch der mit „Gefühl der Entfremdung“ gemeinte psychische Zustand begrifflich fassen.

Wird nun in das Modell als zusätzliche Bedingung die überproportionale Zunahme der Informationen, die für effektives Handeln innerhalb der vorgegebenen Interventionsmöglichkeiten notwendig sind, eingeführt, so werden zwei Formen der Reaktion von Individuen auf Handeln von Institutionen einsichtig: 1. falls das System der Gesellschaft als insgesamt funktionierend interpretiert wird, ein hoher Schwellenwert

angesichts der Kosten, welche die Konzentration auf eine Rolle angesichts der konkurrierenden Verpflichtungen aus anderen Rollen bedeuten würde; und 2. undifferenzierter Protest als Ausdruck der Forderung, einen Prognosen und Fortführen des Alltagsverhaltens erlaubenden Rahmen für alltägliches Verhalten wiederherzustellen, falls ein gegebenes System (welches auch immer!) als insgesamt nicht mehr funktionsfähig interpretiert wird. Die Aporie einer Gesellschaft, deren Realität diesem Modell isomorph ist, liegt darin begründet, daß bei alltäglichem Funktionieren die Schwellenwerte hoch liegen und das Verhalten der Individuen auf Entscheidungen von Institutionen wesentlich reaktiv ist, während zugleich eine Anzahl von Institutionen für ihr effizientes Funktionieren einen hohen Grad an Engagement voraussetzen (Beispiel: Betriebe, politische Parteien, bürgerchaftliche Vereinigungen).

III.

An dieser Stelle sei der Versuch abgebrochen, ein Modell für ein Sozialsystem darzustellen, das mit den Daten verbunden werden kann, die uns durch die neuesten Entwicklungen in der Forschungstechnik (Datenbanken, Mehrebenen-Analyse, Simulation mit Hilfe von EDV) nun verfügbar geworden sind. Hier sollte auch nur deutlich werden, daß eine solche Art von Makrosoziologie „Gesellschaft“ begrifflich auf eingeschränkte Weise gegenüber dem abbildet, was die gesamtgesellschaftliche Analyse in einer sozialphilosophischen Tradition intendiert. Und diese Verdeutlichung war im wesentlichen nur eine Frage: Besteht ein zureichender Deckungsgrad zwischen dem, was eine Soziologie als Erfahrungswissenschaft als Erkenntnisobjekt abgrenzt, und dem Erkenntnisobjekt der sozialphilosophisch orientierten Soziologie, um einen Dialog als sinnvoll erscheinen zu lassen?

Empirische Forschung entwickelt aus sich zwar neue Fragestellungen, aber nicht notwendig diejenigen, die für die Menschen in einer Gesellschaft für ihre Selbstdeutung wichtig sind. Diese Frage aufzunehmen, ist die Soziologie aber ihrer Tradition entsprechend gehalten. Daß das Aufnehmen einer Frage nicht deren bloße Übernahme ist, daß etwa das Verwundern im Alltag, das Versehen einer Selbstverständlichkeit mit dem Worte „warum?“ (Dahrendorf) noch keine Problemformulierung für eine Wissenschaft ist – dies ist allerdings insbesondere für eine Disziplin selbstverständlich, die sich als eine Einzelwissenschaft innerhalb der arbeitsteiligen Tätigkeit Wissenschaft versteht. Die Sozialphilosophie vermag hier in direkterer Weise den Dialog mit der Gesellschaft

zu führen, die sich hier ergebenden Fragestellungen unmittelbarer aufzunehmen und die Antworten als Sinndeutungen in der den Nicht-Soziologen bedeutsamen Weise zu geben. Dieser Sozialphilosophie wird durch eine empirische Einzelwissenschaft Soziologie zusätzliches Rohmaterial für Sinndeutungen gegeben. Nur in einem solchen Dialog mit einer Erfahrungswissenschaft vermag sie der Gefahr zu entgehen, daß sich Denken nur auf Denken bezieht.

So kann der Dialog beiden nützen. Und so meine ich, daß ein Verbleiben im gleichen institutionellen Zusammenhang vorerst für beide: Soziologie als Erfahrungswissenschaft und Sozialphilosophie als Sinndeutung, mehr Vor- als Nachteile hat, auch wenn die Wahrheitskriterien und Wissenschaftsprogramme verschieden bleiben werden.